



Leseprobe

Hanns-Josef Ortheil

Der Stift und das Papier Roman einer Passion

"Ortheil taucht für seinen Roman in das Archiv seiner frühesten Texte ein - und gleitet hinüber in die Sprache des Kindes, das er mal war." *Tobias Becker / DER SPIEGEL*

Bestellen Sie mit einem Klick für 21,99 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 09. November 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Nach dem Erscheinen seines zweiten Kindertagebuchs "Die Berlinreise" wurde Hanns-Josef Ortheil häufig gefragt, wie er als Zwölfjähriger ein derart beeindruckendes Buch schreiben konnte. Dieser Frage ist er jetzt in dem Band "Der Sift und das Papier" nachgegangen. Schritt für Schritt wird erzählt, wie er, begleitet und angeleitet von Vater und Mutter, sich das Schreiben beibrachte. Er beschreibt, wie er übte und wie diese Übungen langsam übergingen in kleine Schreibprojekte, die er sich selber ausdachte und verfolgte. Es ist die bewegende Geschichte eines Jungen, der lange Zeit nicht sprach und der einen eigenen Weg zum Sprechen und Schreiben suchen musste. Und es ist bei allen Widerständen, die sich in den Weg stellten, die Geschichte eines Wunderkinds, das früh ein Gefühl für das Erzählen besaß und das über eine Gabe verfügte, die alle anderen überstrahlte: beobachten zu können und das Beobachtete traumwandlerisch in die richtigen Worte zu fassen.



Autor

Hanns-Josef Ortheil

Hanns-Josef Ortheil wurde 1951 in Köln geboren. Er ist Schriftsteller, Pianist und Professor für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität

HANNS-JOSEF ORTHEIL

Der Stift und das Papier

HANNS-JOSEF ORTHEIL

Der Stift und das Papier

Roman einer Passion

LUCHTERHAND

I

Anfänge

Die Hütte meines Vaters

ICH SITZE in der Jagdhütte meines Vaters auf dem elterlichen Grundstück im Westerwald. Ich sitze auf einem einfachen, harten Stuhl ohne Seitenlehnen, vor mir ein kleiner, rechteckiger Tisch. Durch das schmale Fenster schaue ich in die ausgebreitete Weite der Landschaft, bis zu den Hügelformationen des Rothaargebirges. Auf meinem Tisch liegen sehr viele Stifte und Papier unterschiedlicher Formate. Ich muss mich entscheiden, welchen Stift und welches Papier ich jetzt zum Schreiben nehme. Es ist früh am Abend. Kurz schließe ich die Augen, dann entscheide ich mich: Ich beginne zu schreiben ..., plötzlich, von einem Moment auf den andern ... – bin ich wieder: *Das Kind, das schreibt ...*

Die Jagdhütte steht am Rand des großen Waldgrundstücks, auf dem sich meine Eltern etwa ein Jahrzehnt nach Kriegsende ein Haus gebaut haben. Lange Zeit hat sich nur mein Vater in dieser Hütte aufgehalten. Es gibt dort einige Regale, einen bequemen Sessel, ein Radio, viele Schallplatten und einen Plattenspieler. Für Vater war diese Hütte ein Rückzugsort, in dem er sich gern allein aufhielt. In den Regalen hatte er Zeitschriften zur Vermessungskunde und Bücher zu den Themen Natur,

Wald, Jagd untergebracht. Beide Themengebiete gehörten für ihn eng zusammen. Sein Beruf als Geodät (Landvermesser) war, so gesehen, nur eine passende Umsetzung seines großen Interesses für alles, was sich in der Natur ereignete. Die einsamen Landschaften des Westerwaldes waren für solche Beobachtungen und Studien ein geradezu ideales Terrain. Er konnte dort tagelang unterwegs sein, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen. Stattdessen traf er jedoch, wenn er geschickt, vorsichtig und möglichst geräuschlos durch die Wälder streifte, immer wieder auf einzelne Tiere oder Tiergruppen, die oft keinerlei Scheu zeigten. Seit seinen Kindertagen auf einem westerwäldischen Bauern- und Gasthof war mein Vater beobachtend und forschend in der Natur unterwegs. Am liebsten hätte er sich wohl ein Leben lang von frühmorgens bis in den Abend im Freien aufgehalten.

Ich selbst durfte die Jagdhütte betreten und mich dort aufhalten, als mein Vater begann, mich im Schreiben zu unterrichten. Etwa seit meinem dritten Lebensjahr hatte ich kein Wort gesprochen, so wie auch meine Mutter in diesen frühen Kinderjahren nicht gesprochen hatte. Nach dem Verlust von vier Söhnen hatte sie immer weniger und dann gar nichts mehr gesagt, und ich selbst hatte mich diesem Verhalten angepasst und ebenfalls aufgehört, noch irgendetwas zu sagen. Ich hatte geschwiegen und mich an meiner stillen Mutter orientiert, die alle notwendigen Mitteilungen auf kleinen Zetteln vermerkte. Die vielen Zettel (manchmal zwanzig, dreißig am Tag) waren das einzige Mittel der Kommunikation in unserer Familie gewesen, ich habe meine Mutter als eine

lesende, schreibende, aber lange Zeit nicht sprechende Person erlebt.

Andere Menschen dagegen konnte ich natürlich zu den verschiedensten Gelegenheiten beim Sprechen beobachten. Ich hörte, wie unterschiedlich sie sprachen: hell, dunkel, langsam, holprig, mit vielen oder wenigen Pausen, lebhaft, stockend. Manches konnte ich auch verstehen, und zwar vor allem dann, wenn sich das Gesprochene auf etwas bezog, das in der Umgebung anwesend war. Stand ich mit meiner Mutter in einem Käseladen (wo wir einen Zettel mit unseren Bestellungen abgaben und später wiederkamen, um die Bestellungen abzuholen), so konnte ich sehen, dass eine Frau auf ein Stück Käse deutete und zum Beispiel sagte: »Ein Stück von dem Emmentaler, bitte!« Das Stück Käse, das die Verkäuferin dann aus der Vitrine fischte, hieß anscheinend »Emmentaler«, ohne dass mir klar geworden wäre, wieso man gerade solch einem Käse diesen merkwürdigen Namen gegeben hatte. »Emmentaler« – das war zunächst nur ein bestimmter Klang, den ich eine Weile im Kopf behielt, rasch aber wieder vergaß, wenn ich ihn nicht in bestimmten Abständen wieder zu hören bekam. Nannte man aber nur diesen Käse »Emmentaler«? Oder gab es noch andere Dinge oder vielleicht sogar Menschen, die »Emmentaler« genannt wurden?

Die Sprache und das Gesprochene bestanden für mich aus unzähligen Rätseln, auf die ich meist nur mit bloßen Vermutungen reagieren konnte. Die Klänge, Laute und Worte waren nämlich etwas sehr Schwieriges, kaum

zu Durchschauendes, und anscheinend ging jeder einzelne Mensch auch noch unterschiedlich damit um. Einige Sprecher redeten so schnell und fließend und ununterbrochen, als wäre das Sprechen ein einziges Vergnügen. Und andere fuhren sich verlegen durchs Haar, sagten laufend »ähm« oder »tja« und verloren beim Sprechen immer wieder den Faden. Gar nicht selten hatte ich daher den Verdacht, dass das Sprechen auch den Sprechern um mich herum nicht leicht fiel. Und manchmal konnte ich auch Menschen beobachten, die nur sehr wenig oder fast gar nichts sagten, sondern nur nickten und sich mit wenigen, seltsamen Zeichen verständigten.

Nicht zu sprechen und stumm zu sein, bedeutete in meinem Fall jedoch viel mehr als ein bloßes Unvermögen, Laute zu artikulieren. Indem ich nicht sprach und mich nur selten unter Gleichaltrigen aufhielt, erwarb ich keine eigene Sprache. Stattdessen bekam ich ununterbrochen viele Worte zu hören, die mir »nichts sagten«. Diese Überfülle an »nichtssagenden« Wörtern war anstrengend und führte immer mehr zu einem Widerwillen, mich auf das Zuhören und Mithören überhaupt einzulassen. Manchmal spürte ich, wie es in meinem Kopf richtiggehend warm oder sogar heiß wurde, so sehr hatte mein Gehirn damit zu tun, die Fülle der fremden Wörter zu sortieren und zu ertragen. Wurde die Überforderung schlimmer, verließ ich den Raum, in dem gesprochen wurde, am besten gleich und fluchtartig. Oder ich schaltete ab, hörte nicht mehr hin und dachte fest an etwas anderes.

Genau so hatte ich es auch in den ersten Schulwochen in der Volksschule gemacht. Ich hatte mich in die letzte Reihe der Klasse zurückgezogen und zumindest versucht, all das zu verstehen, was gesagt wurde. Das aber wurde von Tag zu Tag schwieriger. Während die Mitschüler einer nach dem andern angesprochen und befragt wurden, wurde ich übergangen und nicht weiter angeredet. Der Lehrer hatte allen erklärt, ich könne nicht sprechen und brauche noch einige Zeit, um es zu lernen. Das führte dazu, dass man mich nicht weiter beachtete, mich überhaupt nicht mehr ansprach und so tat, als wäre ich Luft. Meine Mitschüler aber sagten einer nach dem andern jeden Tag die neu gelernten Worte laut auf, diese Worte gingen reihum und wanderten durch die Bänke, bis sie auch zu mir gelangten und dort ihre flotte Wanderung unterbrachen. Eine kurze Pause lang war es ganz still, alle blickten sich um und schauten mich an, und dann ergriff der Lehrer wieder das Wort und machte weiter mit seinen Übungen.

Schließlich verstand ich gerade noch, dass das weiße Stück, das der Lehrer oft in der Hand führte und mit dem er einige Linien, Rundungen oder auch Kreise an die Tafel malte, »Kreide« hieß, und dass der weiche, rechteckige Stein mit den vielen Löchern wohl »Schwamm« genannt wurde. Sonst aber verstand ich kaum etwas von dem, worüber der Lehrer mit den anderen Schülern sprach. Sie redeten auch einfach zu viel und oft sogar gleichzeitig, jede Schulstunde war ein einziger Schwall von laut und meist erregt ausgestoßenen Wörtern, die so schnell aufeinanderfolgten, dass ich sie nicht mehr ordnen oder unterscheiden konnte.

Was mir fehlte und was mich so weit zurückwarf, dass ich schließlich aufgab und nicht mehr hinhörte, war ein noch so kleiner, aber doch jederzeit vorhandener, fester kindlicher Wortschatz. In meinem Kopf waren die Wörter weder geordnet noch sortiert, sondern ununterbrochen in Bewegung. Sie verbanden sich manchmal mit Gegenständen, manchmal mit Menschen, die sie benutzten, manchmal aber auch einfach mit gar nichts Greifbarem, so dass sie nichts weiter waren als angenehme oder abschreckende Klänge. »Schisser« zum Beispiel war so ein abschreckendes, hartes Wort, ich bekam es manchmal von den Klassenkameraden zu hören. Meinten sie mich? War ich »ein Schisser«? Aber wer war alles »ein Schisser«? Und was genau war das? Später hörte ich durch Zufall einmal in einem Brauhaus jemanden leise sagen, der Wirt sei »ein dummer Schisser«. Da glaubte ich zu begreifen, dass ein »Schisser« ein dummer Mensch ist, also hatten meine Klassenkameraden wohl sagen wollen, dass ich »dumm« sei. Das aber hätten sie doch auch direkt sagen können, schließlich sagten sie es ja fast jeden Tag: Ich sei »dumm«, »blöd«, ein »Idiot«. Warum aber war ich dann auch noch »ein Schisser«?

Ich sitze in der alten Jagdhütte meines Vaters und erinnere mich an all das, obwohl es Jahrzehnte her ist. Vielleicht kommt es daher, dass ich die Menschen um mich herum genauer beobachtet habe, als Kinder es in diesem Alter gewöhnlich tun, ja, vielleicht habe ich mir aus der Not heraus vieles genau »gemerkt«. Ich habe jedenfalls sehr viele Bilder, Szenen und Ereignisse aus diesen Kinderjahren im Kopf, ich könnte einen eigenen Film über diese

Zeit drehen, einen Film darüber, wie ein Kind, das nicht spricht und heute (damals aber noch nicht) ein »mutistisches Kind« genannt wird, die Welt wahrnimmt und zu begreifen versucht. Jedes Kind, das nicht spricht, tut dies aus anderen, von den Sprechenden meist nicht herauszubekommenden Gründen, jedes dieser Kinder bewahrt also ein großes Geheimnis, dessen Hintergründe es selbst meist nicht kennt und versteht. Die meisten haben ihren jeweils eigenen Stolz und Trotz, mit deren Hilfe sie sich den oft aufdringlichen, fordernden oder auch nur ungeduldigen Erwachsenen entziehen. Fängt ein Kind erst einmal an, weniger und schließlich gar nicht mehr zu sprechen, wandert es insgeheim hinüber in eine andere, stille Welt, in der es ganz andere Regeln und Verhaltensformen als in den Welten der Sprechenden gibt. Es schließt sich ein, es zieht sich immer mehr zurück, es wählt aus, womit es sich noch beschäftigt und womit überhaupt nicht mehr.

Das heißt nicht, dass es sich mit kaum etwas beschäftigt, und erst recht heißt es nicht, dass ein solches Kind faul oder gar dumm wäre. In seinem Kopf bilden sich mit der Zeit nur eine ganz neue, andere Welt und ganz neue, andere Wirklichkeiten. Je länger das Stummsein dauert, umso weniger bekommen die Erwachsenen von diesen neuen, anderen Welten noch etwas zu fassen. Es kann sein, dass sie das stumme Kind überhaupt nicht mehr erreichen, und es kann dazu kommen, dass das stumme Kind sich so sehr verschließt, dass es am Ende nur noch in seiner eigenen Welt denkt, fühlt und lebt.

So weit ist es in meinem Fall nie gekommen. Von außen betrachtet, habe ich mit meinen Eltern wie ein »normales«, sprechendes Kind zusammengelebt. Tagsüber habe ich mich an der Seite meiner Mutter und an den Abenden mehr an der Seite des Vaters aufgehalten. Ich habe sie bei ihren Einkäufen begleitet, oder ich habe zusammen mit meiner Mutter (die eine gute Klavierspielerin war) Klavier geübt und gespielt. So habe ich auf fast alles, was meine Eltern mit mir anstellten, durchaus aufmerksam und genau reagiert. Daneben aber habe ich auch in meinen eigenen Welten gelebt. In ihnen hatten die Dinge und Menschen andere Namen als die, die ich zu hören bekam, und in ihnen verlief vieles nicht nach den Regeln der bekannten Wirklichkeit, sondern eher nach denen der Phantasie oder der Träumereien. Wie aber verlief es genau? Was passierte in meinem Hirn, während ich stumm umherlief, scheinbar »an nichts« dachte und doch dieses oder jenes zu hören bekam?

Genau diese Fragen beschäftigen mich unaufhörlich, ein Großteil meines Schreibens besteht darin, darauf einige Antworten zu finden. Ich habe nämlich den Verdacht, dass vieles von diesen stummen Tagen noch in mir steckt und dort ein eigenes Leben führt. Die frühere Stummheit hat, das weiß ich, noch immer einige Macht über mich. Wie aber wirkt sich das aus? Wann spüre ich das? Und was tue ich dann – dafür oder dagegen?

Die Jahre, in denen ich nicht sprach, erscheinen mir gerade deshalb, weil solche Fragen überhaupt noch nicht genau beantwortet sind, wie eine auch unheimliche Zeit.

Als hätte ich unter einer gefährlichen Krankheit gelitten, die jederzeit wieder ausbrechen kann, ohne dass irgendjemand ein Medikament dagegen weiß.

Jahrzehnte ist das alles jetzt her, und es sitzt doch noch so in mir, dass es mir noch immer wie ein lebendiger Teil meiner Gegenwart heute vorkommt. Dass die Vergangenheit kein abgeschlossener oder verblasster Teil meines Lebens geworden ist, liegt wohl daran, dass sich diese kindliche Vergangenheit nicht wie bei den meisten anderen Menschen irgendwann aufgelöst und von meinem späteren Leben getrennt hat. Ich habe keine »Kindheit gehabt«, ich stecke noch immer in ihr. In gewissem Sinn bin ich noch immer *das Kind, das schreibt ...* - so auch jetzt, gerade, in diesem Moment, in dem ich in der alten Jagdhütte sitze und mit diesem Buch beginne.

Indem ich damit beginne, schrumpfe ich. Ich bin ein erwachsener Mann, und ich schrumpfe zurück zu den Wahrnehmungsformen und Erlebnisweisen eines Kindes. Schon höre ich die ersten Geräusche, die ruhige Stimme meines Vaters, einen Eichelhäher, der in der Nähe der Jagdhütte krächzt und flattert, die leise Musik, die den Raum mit Hintergrundklängen imprägniert. Was aber geschieht genau mit mir? Und wie lässt sich verstehen, was ich alles so tue, hochgradig aufmerksam und gespannt – und danach doch wieder vollkommen versponnen und weltabgewandt?

Nichts um mich herum hat sich seit den frühen Tagen verändert. Es gibt noch die alten Regale, und es gibt

noch die Bücher und Zeitschriften meines Vaters, zu denen sich nur einige meiner eigenen Kinder- und Jugendbücher hinzugesellt haben. Auch das Radio, der Plattenspieler und die Schallplatten sind noch vorhanden. Manchmal glaube ich sogar den Duft der Zigarren zu riechen, die mein Vater manchmal in dieser Hütte geraucht hat. Oder ist es vielleicht der Duft jener Zigarrillos, die ich selbst später hier rauchte, damals, in den Zeiten, in denen ich in dieser Hütte an meinen Romanen und Erzählungen gearbeitet habe?

Einer der wenigen Unterschiede zu all diesen früheren Zeiten besteht darin, dass ich schon lange nicht mehr rauche. Nicht, weil mir eine Zigarre nicht mehr schmecken würde, sondern weil mich das Rauchen (und vor allem der Rauch) vom Nachdenken und Schreiben ablenken würde. Die Jagdhütte meines Vaters ist dagegen ein Raum großer Konzentration. Ich habe in ihr immer nur gelesen, geschrieben und (meist immer dieselbe) Musik gehört. Schon wenn ich sie betrete, spüre ich die Kraft, die ein so beständiger, über lange Zeiten aufgesuchter, unveränderter Raum ausübt.

Kaum habe ich mich gesetzt, werden die Erinnerungen mächtiger. Und dann ist es wieder so weit: Ich verwandle mich, und mit den ersten Buchstaben, die ich mit der Hand notiere, strömt etwas von der Ausdauer, der Geduld und dem Fleiß in mich zurück, die ich mir als Kind angeeignet habe. Das Schreiben erscheint mir plötzlich nicht mehr als eine Qual oder eine Überforderung, es ist vielmehr für mich die einzige Art und Weise, endlich in

einen intensiveren Kontakt mit der Welt zu treten und sie zu verstehen.

Es ist früher Abend, ich habe eine Kerze entzündet, obwohl das Licht der kleinen Lampe auf dem Tisch vor mir doch durchaus ausreichen würde. Was will ich? Warum schreibe ich jetzt? Ich will davon erzählen, wie ich das Schreiben in meinen Kinderjahren lernte, ich will von dem merkwürdigen, wohl mit nichts zu vergleichenden Unterricht berichten, den meine Eltern mir im Schreiben erteilten. Dafür gab es damals weder Vorbilder noch Bücher noch »Schulen«. Meine Eltern (und hier vor allem mein Vater) entwickelten vielmehr eigene Ideen. Als Junge von sechs, sieben Jahren bin ich, kurz nachdem ich die ersten Worte richtig aufgeschrieben hatte, in eine sich dann jahrelang fortsetzende »Schreibschule« meiner Eltern gegangen. Die Dokumente dieser Schule hat mein Vater gesammelt, einiges davon habe ich in diese Jagdhütte getragen, es liegt jetzt auch in den Regalen hinter mir.

Sollte ich wieder Musik hören? Nein, noch nicht. Ich sollte einfach anfangen, mit den ersten Strichen, die ich damals auf Papier gemacht habe. Ich saß dicht neben meinem Vater, mein Vater sagte mir, was ich zu tun habe. Ich hörte hin, und ich sah, was er mir zeigte und zu erklären versuchte. Wie ich mit meiner Mutter »ein Duo« beim Üben am Klavier bildete, bildete ich hier in der Jagdhütte »ein Duo« mit meinem Vater. Nichts Trennendes, kein Unmut, keine Aufdringlichkeit, kein Drängen – und niemals auch nur eine Spur von Ungeduld. Schau, wir neh-

men jetzt dieses Papier und diesen Stift, schau mal, wie ich das mache ... – ich höre meinem Vater zu, ich bin sehr geduldig. Und doch muss noch etwas anderes in mir rumort haben. Dem will ich nachgehen, ich will erforschen, was dieses Andere war und woraus es bestand.

Erste Linien

PAPA UND ich hören eine leise Musik. Es sind Klavierstücke von Johann Sebastian Bach, kleine Präludien, von denen ich einige schon selbst auf dem Klavier spielen kann. Die kleinen Präludien sind nicht schwer, und sie dauern nur wenige Minuten. Meist spiele ich sie zwei- oder dreimal hintereinander, dann ergeben sie ein richtiges Stück. Ich höre auf die Klänge, aber Papa bemerkt, dass ich das tue, deshalb dreht er die Lautstärke noch etwas herunter. Dann höre ich fast nichts mehr, nur noch ein ganz leises Flüstern. Die Präludien von Bach flüstern jetzt bis in die letzten Ritzen der Hütte, daher sind Papa und ich nicht mehr ganz allein und trotzdem ungestört.

In der Jagdhütte steht ein langer Tisch. Eigentlich ist es kein richtiger Tisch, sondern nur eine Holzplatte, die auf zwei Holzböcken liegt. Die Platte ist schwer und stößt an ihrem hinteren Ende gegen die Wand mit dem Fenster. Sie ist ganz glatt, und man kann sie mit einem feuchten Tuch leicht abwischen. Dann glänzt sie für ein paar Momente, während die Flüssigkeit verdunstet.

Papa hat eine merkwürdige Rolle dabei. Er legt sie auf die schwere Platte und entrollt sie langsam. So ein Papier habe ich noch nie gesehen. Es ist nicht das übliche weiße Papier, sondern ein durchsichtiges, dünnes. Man kann es so lange ausrollen, bis es die ganze Platte von links nach rechts bedeckt. Genau das tut Papa auch: Er befestigt das Papier an der linken Seite und entrollt es nach rechts, wo er es wieder befestigt. Die Platte ist in ihrer Mitte jetzt von dem milchigen, schimmernden Papierstreifen bedeckt. Ein wenig sieht es aus wie ein Tischschmuck, aber für einen Tischschmuck ist das Papier vielleicht doch zu farblos und langweilig.

Papa streicht mit der Hand über das milchige, dünne Papier. Er prüft, ob es auch wirklich fest und straff sitzt. Ich sitze neben ihm und streiche jetzt auch über das merkwürdige, fremde Papier. Es bedeckt den Tisch wie eine Haut. Die Haut ist sehr dünn und eben und vor allem sehr weich, sie ist aber keine richtige Haut, sondern eher ein dünner Überzug. Jedenfalls fühlt sich dieses Papier sehr gut an, und es sieht auch nicht so abweisend und streng aus wie normales weißes Papier.

Papa dreht sich um und holt die Kiste mit seinen Schreibutensilien aus dem Regal. Es ist eine einfache, ziemlich große Zigarrenkiste, in die er seine Stifte und die anderen Schreibgeräte hineinlegt. In dieser Kiste liegt alles durch-, über- und untereinander, aber Papa findet immer sofort, was er sucht. Er scharrt ein paar Sekunden in der Kiste herum, dann holt er einige Bleistifte heraus. Er legt sie nebeneinander auf das Papier, und dann legt er neben

die Stifte einen Bleistiftspitzer. In meinem Schulmännchen habe ich auch so einen Spitzer, aber ich benutze ihn nur selten, und die Benutzung klappt auch meistens nicht, weil die Spitze des Stifts, den ich spitzen möchte, laufend abbricht und immer wieder neu gespitzt werden muss, bis ich sie nur halb spitze und dann mit diesem halb gespitzten Stift zu schreiben versuche.

Ich sehe, dass Papa beginnt, die Bleistifte zu spitzen, einen nach dem andern. Nach dem dritten hört er auf und schiebt mir die Stifte und den Spitzer hin. Ich will auch mit dem Spitzen anfangen, aber ich mache das anscheinend zu schnell, jedenfalls nimmt Papa mir den Stift und den Spitzer gleich wieder aus der Hand und zeigt mir, dass ich ganz langsam spitzen und den Bleistift ruhig und fest halten muss. Kein Zittern, kein Wackeln! Man dreht den Bleistift langsam auf der Stelle und schaut, wie die abgeschabten Holzkringel wie kleine, von einem Friseur abgeschnittene Locken auf die Platte fallen. Und man spitzt nicht zu lange, sondern so, dass der Stift vorn keine zu scharfe Spitze hat, die dann gleich wieder abbrechen könnte.

Es dauert eine Weile, bis ich alle Stifte gut gespitzt habe. Sie liegen jetzt dicht nebeneinander, wie eine Mannschaft, die zu einem Spiel antreten soll. Papa nimmt einen Stift nach dem andern in die rechte Hand und zieht mit jedem eine gerade Linie. Die Linien verlaufen genau untereinander und sind etwa gleich lang. Dann legt er die Stifte wieder hin und lässt mich ebenfalls lauter Linien untereinanderziehen. Plötzlich bemerke ich, dass die

Stifte nicht gleich, sondern sehr verschieden sind. Einige sind hart und kratzen über das Papier, andere sind aber zu weich und dick, so dass keine dünnen, feinen, sondern breite und verschmierte Linien entstehen. Papa zeigt mir, dass auf jedem Stift einige Buchstaben und Zahlen stehen: HB, 2B, 3B ... Dann zieht er noch einmal mit jedem Stift eine Linie und schreibt die Buchstaben und Zahlen, die zu dem Stift gehören, neben die Linie. Er sagt, ich solle so wie er noch einmal alle Stifte benutzen und Linien ziehen, aber ganz vorsichtig, »hauchdünn«. Als er »hauchdünn« sagt, zieht er die Schultern etwas hoch. Er will also, dass ich kaum sichtbare Linien zeichne, und er will, dass sich die Linien gut unterscheiden.

Ich ziehe dünne und feine Linien. Ich schaue nach, wie jeder Stift heißt, und schreibe seine Buchstaben und Zahlen neben die Linie, die er gezogen hat. Ganz wie Papa habe ich die Schultern etwas hochgezogen. Mein Mund steht offen vor Anstrengung und wegen der großen Aufmerksamkeit, die meine Arbeit erfordert. Ich atme gut hörbar aus und ein, ich schwitze etwas. Ich ziehe so oft Linien untereinander, bis die Rolle in einem schmalen Streifen von oben bis unten mit Linien bedeckt ist. Es sieht aus, als hätte ich eine Leiter oder eine Treppe oder einen Weg gezeichnet. Oben an der Wand sind die Linien noch etwas wacklig und grob, ganz unten aber sind sie richtig gerade und dünn, »hauchdünn«, »hingehaucht«.

Papa deutet auf meine Treppe oder auf meinen Weg und sagt: »Der Weg von dick nach dünn ... Der Weg von laut nach leise ... Der Weg von stark nach schwach ...«

Dann zeichnet er mit einem Bleistift einen großen Kreis und in diesen großen Kreis immer kleinere Kreise. In den kleinsten Kreis schreibt er den Namen des Stiftes. Das macht er diesmal nur ein einziges Mal, weil ich ja längst verstanden habe, dass ich seine Arbeit fortsetzen soll. Und so versuche ich, mit den verschiedenen Stiftkreise zu zeichnen. Das ist viel schwieriger als das Zeichnen von Linien. Immer wieder verrutscht ein Kreis, oder er gelingt nicht richtig rund, oder er passt nicht genau in den etwas größeren, so dass sich die Linien der Kreise überschneiden. Wenn das passiert, beginne ich wieder von vorn, aber ich schaffe es einfach nicht, die Kreise so fein und voneinander getrennt zu zeichnen, wie Papa das gemacht hat.

Als Papa sieht, dass ich mich abmühe, holt er aus der Zigarrenkiste einen gelben Buntstift. Er spitzt ihn und zeichnet damit einen riesigen Kreis auf das Papier. »Das ist die Sonne«, sagt Papa und steht jetzt vor der Tischplatte, weil man einen so großen Kreis im Sitzen nicht zeichnen kann. Er gibt mir den gelben Buntstift, und ich zeichne in den riesigen Kreis immer kleinere Kreise. Die Linien der Kreise sind sehr wacklig und zittrig, aber sie überschneiden sich diesmal nicht. Als ich fertig bin, sagt Papa: »Die Sonne mit ihren Strahlen ...«

Danach zeichnen wir mit verschiedenen, frisch gespitzten Buntstiften noch weitere Formen: ein Viereck, ein Dreieck. Und als wir damit fertig sind, ist die Schreibstunde zu Ende. Rechts von meinem Bleistiftweg schweben jetzt viele bunte Formen, und ich zeichne noch etwas

weiter, mit den verschiedensten Stiften, von den oberen Partien der Rolle nach unten (und nicht umgekehrt, weil sonst alles verschmiert).

Ich muss sehr darauf achten, dass die Linien nicht verschmieren, es ist beinahe so, als wäre ich ein richtiger Zeichner und Maler, der sich keinen Fehler erlauben darf. Linien auszuradieren geht nämlich nicht, denn Papa mag das Radieren überhaupt nicht. »Wenn etwas nicht klappt, streicht man es durch oder lässt es so, wie es ist, und fängt dann neu an. Radieren aber ist eklig, Radieren ist: alles noch schlimmer machen und herumschmieren. Pfui Deibel!«

Als ich fertig gezeichnet habe, gehe ich ein bisschen nach draußen, in den dichten Wald rings um die Jagdhütte. Ich höre, wie Papa die Musik in der Hütte wieder etwas lauter dreht. Was macht er jetzt mit der Rolle? Nimmt er sie von der Platte und legt sie beiseite? Ich vermute, dass er sie vorsichtig einrollt und ein rotes Schnipsgummi drumherum macht. In unserem Haushalt gibt es rote Schnipsgummis in allen Größen. Mama benutzt sie für die Zettel, die sie beschreibt, sie hält die Zettel jedes Tages mit einem dünnen Gummi zusammen. Und Papa nimmt etwas dickere Schnipsgummis, um zusammengefaltete, halb leere Tüten (wie zum Beispiel Tüten mit Kaffee) zu kleinen, kompakten Päckchen zu formen.

Oft habe ich von den vielen Schnipsgummis auch welche dabei. Einfach so, in der rechten Hosentasche. Ich hole sie heraus und schieße sie nacheinander in die Luft. Und

dann sehe ich, welcher am weitesten geflogen ist. Der bekommt einen Preis und einen Namen und braucht kein zweites Mal zu fliegen. Ich stecke ihn in die linke Hosentasche und gönne ihm etwas Ruhe. Wenn alle Schnipsgummis in die linke Hosentasche gewandert sind, höre ich auf. Der letzte, übrig gebliebene Schnipsgummi bekommt keinen richtigen Namen. Er wird nur »dummer Schisser« genannt, aber natürlich nicht für immer, sondern nur für die Dauer dieses *einen* Spiels.

Abzeichnen

IN DEN folgenden Tagen habe ich den ganzen auf der Tischplatte montierten Teil der Papierrolle mit lauter Linien, Kreisen und Vielecken in vielerlei Farben gefüllt. Ich habe all diese kleinen Bilder nicht mehr genau untereinander, in einer Reihe, gezeichnet, sondern einfach dahin, wo es mir gefiel. Jedes Mal, wenn ich die Jagdhütte betrete, schaue ich zuerst auf die Rolle mit ihren vielen Zeichnungen: wie sie sich füllt, so dass alles aussieht wie ein Himmel mit bunten Luftballons, Sternen, Sonnen und Monden. Es ist sehr schön, das zu sehen, ich freue mich über dieses Himmelsgewölbe, und ich sehe, dass man kleine Fehler oder Schmierereien auf den ersten Blick gar nicht erkennt, weil der Himmel einfach zu groß ist.

Was ich neben dem Zeichnen lerne, ist, wie sich die Bleistifte unterscheiden. Jeder ist anders, liegt anders in der

Hand und bewegt sich auf dem Papier (das übrigens »Pauspapier« heißt) langsam, schwungvoll, kratzend, schabend oder auch stochernd. Mit der Zeit entdecke ich, dass ich Lieblingsbleistifte habe und andere nicht gerne benutze. Papa hat mir darüber hinaus ein viereckiges Stück Probepauspapier gegeben, damit ich auch das Zeichnen mit ganz anderen Stiften versuche. Aber ich habe schnell bemerkt, dass man mit einem Kuli nicht auf Pauspapier zeichnen kann. Der Stift rutscht seitlich ab, die Kulifarbe verschmiert und bildet kleine Flecken. Auch mit dem Füllfederhalter lässt sich auf dem Pauspapier nicht schreiben. Die Tinte kleckst und verläuft in dünnen Rinnsalen über das glatte Papier. Es sieht aus, als blutete der Füller leicht, und wenn man mit ihm einen Kreis zeichnen will, eiert der Kreis und wirft Tintenschuppen nach allen Seiten.

Für das Pauspapier taugen nur Blei- und Buntstifte. Am besten sind die ganz dünnen, feinen, nicht zu harten. Sie nehmen mit ihrer Spitze Kontakt zu der weichen Oberfläche des Papiers auf und verbinden sich mit seinen Fasern. Der Strich des Stiftes wird von diesen Fasern aufgenommen und erwidert, Stift und Papier wachsen zusammen. Ich spüre es richtig, es ist ein gutes Gefühl, so, als wären Stift und Papier genau füreinander gemacht.

Als das Papier auf dem Tisch voller Zeichnungen ist, macht Papa etwas Merkwürdiges. Er schreibt in die untere rechte Ecke der Rolle die Daten der Tage, an denen ich an dieser Himmelszeichnung gearbeitet habe: »Von ... bis ...«. Dann fotografiert er sie. Schließlich schneidet er

den von mir bearbeiteten Teil der Rolle rechts und links ab. Darauf ist ein Schnipsgummi dran, das meine eingerollte Himmelszeichnung zusammenhält. Das Ganze kommt nach hinten, ins Regal, wo es für eine Weile abgelegt wird. »Das legen wir jetzt mal ab«, sagt Papa, und es hört sich an, als hätten wir angefangen, an einem großen Werk zu arbeiten, an dem wir weiterarbeiten werden. So weit ist es aber noch nicht, die Himmelszeichnung soll erst einmal etwas Ruhe bekommen. »Wir wollen sie jetzt für eine Weile vergessen«, sagt Papa, »dann freuen wir uns umso mehr, wenn wir sie wieder entrollen.«

Damit uns das Vergessen gelingt, beschäftigen wir uns mit etwas anderem. Papa hat wieder ein kleines quadratisches Stück Pauspapier (Papa mag Quadrate mehr als Rechtecke) ausgeschnitten und auf die jetzt leere Tischplatte gelegt. Das Pauspapier durchschneidet oder trennt er nicht mit einer gewöhnlichen Schere, sondern mit einer Rasierklinge. Er knickt das Pauspapier und fährt mit dem Zeigefinger mehrmals fest an der gefalteten Linie entlang. Dann nimmt er die Rasierklinge und durchtrennt mit ihr in langsamen, kurzen Schnitten das gefaltete Stück Papier. Das Papier seufzt bei diesem Schnitt leise, und die Rasierklinge taucht nach dem Schnitt aus der Falte auf wie ein eleganter Sieger, dem kein Papier etwas entgegensetzen kann.

Gut. Nun liegt das quadratische Stück Pauspapier vor mir. Was aber soll ich damit? Papa greift nach einem dicken dunkelbraunen Buch, das sich hinter ihm im Regal befindet. Er blättert etwas darin herum und schlägt es

dann an einer bestimmten Stelle, die er gesucht hat, so auf, dass die beiden Seiten aufgeklappt vor mir liegen. Ich schaue hin, so etwas habe ich noch nie gesehen. Auf der rechten Seite befinden sich lauter kleine Zeichnungen von Gemüsepflanzen. Papa sagt, dass es vierundzwanzig seien und dass jede Zeichnung die Zeichnung eines essbaren, »schmackhaften« Gemüses sei. (»Schmackhaft« ist eines von Papas Lieblingswörtern. Ich habe erst nicht verstanden, was damit gemeint ist. Erst als Papa aufzählte, was alles »schmackhaft« sei, wusste ich, was dieses Wort bedeutet. Es bedeutet: gut essbar, häufig essbar, täglich essbar ...) Ich schaue genauer hin und erkenne eine dünne, leicht gekrümmte Gurke, eine spitz zulauende Möhre, zwei dicke Zwiebeln (wie ein Paar Glocken miteinander verbunden), einen ausgebreitet daliegenden Kopfsalat und viele Gemüsesorten, die ich noch nicht genau kenne.

Was machen wir nun damit? Papa befestigt das ausgeschnittene Stück Pauspapier auf der Seite mit den Zeichnungen. Man kann die Zeichnungen jetzt nicht mehr scharf, wohl aber noch in ihren Umrissen erkennen. Es reicht aber völlig aus, sie zu erkennen, ihre Umrisse lassen sich nun mit einem Bleistift so nachfahren, dass ich die Gemüsepflanzen abzeichnen kann. Ich soll sie abzeichnen, richtig, ich soll sie ganz langsam, gründlich und ohne etwas hinzuzutun: abzeichnen.

Als ich anfangs, denke ich, dass ich rasch damit fertig werde und es eine einfache, leicht zu lösende Aufgabe ist. Doch als ich weiter- und weitermache, sehe ich, dass die-

se Aufgabe viel schwieriger ist als die vorige (die große Zeichnung einer Himmelslandschaft). Ich muss den Stift immer wieder spitzen und ganz vorsichtig die Linien entlangfahren. Ich muss sehr genau hinschauen und darf nicht von den vorgegebenen Linien abweichen. Gemüsepflanzen bestehen aus dem eigentlichen, essbaren Gemüse, aus oft runden, knolligen, leicht schrumpfligen Körpern und aus all dem Zottelkram drumherum. Kleine Blättchen, Fasern, Fäden oder Stengel schauen aus den essbaren Körpern heraus und sind so etwas wie eine lästige Zutat. Kann man dieses Beiwerk auch essen, schmeckt es überhaupt, oder wofür ist es da?

Solche Fragen stelle ich aber nicht, obwohl sie mir so durch den Kopf gehen. Ich darf mich von dem Beiwerk nicht ablenken lassen, und erst recht darf ich nicht ans Essen denken. Wenn ich daran denke, werde ich ungeduldig und bekomme sofort etwas Hunger. Zum Glück ist das Gemüse farblos, schwarz-weiß und besteht nur aus Linien. Wäre es bunt, würde sich dieser Hunger sicher sofort einstellen.

Zu Beginn des Abzeichnens habe ich gedacht, dass ich es in kurzer Zeit hinbekomme. Nach einer Weile muss ich abbrechen, es ist sehr anstrengend, und ich werde am nächsten Tag weitermachen. Papa fragt, welches Gemüse ich noch nie gesehen habe. Ich zeige auf einen großen, runden Ball mit lauter Rillen. Dieses schwere Gemüse heißt »Kürbis«, und Papa sagt, es sei »wenig schmackhaft«. »Sehr schmackhaft« aber sind Radieschen, Spargel, Rettich und vor allem »Meerrettichwurzeln«. Papa bekommt anschei-

nend auch plötzlich Hunger. Er sagt, er würde jetzt am liebsten Radieschen und Rettich essen und dazu ein sehr kühles Bier trinken. So mache man das in Bayern, in sogenannten »Biergärten«. Da setze man sich stundenlang unter eine dicke Kastanie in den Schatten, trinke kühles Bier und esse dazu Radieschen und Rettich.

Ich muss lachen, weil Papa vormacht, wie er ein Glas Bier hebt und einen großen Schluck nimmt und in die kleinen Radieschen beißt, dass sie knacken. Dann schlagen wir das dicke Buch mit den wunderbaren Zeichnungen zu und lassen das Stück Pauspapier drinnen. Papa schaltet die Musik aus und verlässt mit mir die Jagdhütte, wir gehen hinüber ins Wohnhaus. Ich weiß genau, wohin Papa jetzt geht, er geht in die Küche und öffnet den Eisschrank. Im Eisschrank findet er nicht das, was er sucht. Dann geht er hinunter in den Keller, gleich links gibt es eine kleine Speisekammer, wo frisches Gemüse, Konserven und Getränke aufbewahrt werden. »Kommst Du mit?«, fragt er mich, und ich gehe hinter ihm her.

In der Speisekammer liegt viel frisches Gemüse auf einem Holzregal direkt unterhalb des Kellerfensters. Papa nimmt eine rohe, noch ungeputzte Möhre und beißt hinein. Und dann beißt er genauso herzhaft und rasch in eine Petersilienwurzel. Er macht »ah« und nochmal »ah«, und dann bietet er mir auch von den Möhren, Wurzeln und anderen Strünken etwas an. Eigentlich mag ich das nicht essen, aber ich will ihn nicht enttäuschen. Und so esse ich zum Abschluss unserer Schreibstunde zwei kleine Radieschen. Sie sehen verhungert aus, wie vertrock-

nete rot-weiße Marsmenschen, die sehr durstig sind. Aber sie schmecken nicht schlecht, erdig und scharf.

Papa setzt sich danach auf einen kleinen Hocker und öffnet mit seinem Taschenmesser eine Flasche Bier. Und dann isst er wirklich lauter Radieschen und etwas Rettich, einfach so, unten im Keller, und er trinkt in kurzen Schlucken aus der Flasche und sagt jedes Mal »ah«, bis ich ihm glaube, dass ihm das alles furchtbar gut schmeckt, und wieder hinauf ins Erdgeschoss gehe, während Papa noch eine Weile im Keller isst und trinkt.

Im Erdgeschoss stehe ich eine Weile vor dem Wohnzimmerfenster und schaue hinaus. Ich wäre gerne ein Jäger, der durch die Wälder da draußen streift und genau weiß, wo sich welche Tiere befinden. Vielleicht würde es mir sogar gelingen, einen Rehbock zu erlegen. Ich würde das Fleisch des erlegten Rehbocks braten und essen, und es würde mir so gut schmecken wie nichts sonst auf der Welt.

Die Gestalt einer Seite

WÄHREND EINER Schreibstunde hören Papa und ich jedes Mal leise Musik. Wir hören Klavierstücke von Bach (*Das Wohltemperierte Klavier*) oder Händel (*Suiten*), und manchmal hören wir auch Orgelstücke. Papa sagt, dass Bach und Händel am besten für eine Schreibstunde tau-

gen und dass wir ausschließlich Klaviermusik hören wollen. Nicht das schreckliche Cembalo, das sich, wie Papa sagt, anhört »wie ein verunglücktes, unter die Räder gekommenes Klapperklavier«. Und erst recht kein Orchester mit vielen Instrumenten, die uns nur ablenken und ein großes Spektakel aufführen würden. Gesang gibt es natürlich erst recht nicht zu hören, Gesang findet Papa »in den meisten Fällen ganz furchtbar«, und das komme daher, dass entweder der Text zum Gesang albern sei oder die Sänger nicht singen könnten. Bleibt also nur das leise Klavier und eine, wie Papa sagt, »strenge Musik«, die der Konzentration dient.

Einmal habe ich etwas zu essen mit in die Jagdhütte gebracht (ein Butterbrot mit Käse), da hat Papa gesagt, dass wir in der Jagdhütte weder essen noch trinken wollen. Die Hütte sei dafür nicht geeignet, und man solle das Essen und Trinken nicht überall und an jedem nur denkbaren Ort betreiben, sondern nur da, wo es hingehöre, also in der Küche oder im Esszimmer. Ich habe gesagt, dass er neulich doch auch nicht in der Küche oder im Esszimmer, sondern im Keller gegessen habe, da hat Papa gesagt, die Speisekammer im Keller sei »die Urküche« und »das Urlager«, wie eine »Höhle der Steinzeit«, deshalb dürfe man dort essen und trinken. Wenn ich beides aber während einer Schreibstunde tun wolle, solle ich kurz ins Haus gehen und es dort tun, nicht aber hier in der Jagdhütte, die nur für das Musikhören, das Lesen und Schreiben gedacht sei.

Nach der Seite mit den vielen Gemüsepflanzen habe ich mir in dem dicken, dunkelbraunen Buch (das *Bildwörterbuch Duden* heißt) weitere Seiten zum langsamen Abzeichnen aussuchen dürfen. Ich habe eine Seite mit Wildtieren (Hirsch, Hase, Reh, Keiler) ausgesucht, weil ich solche Tiere manchmal von unserem großen Wohnzimmerfenster aus beobachten kann. In den frühen Morgenstunden tauchen zum Beispiel oft ein paar Rehe auf der großen grünen Wiese unterhalb unseres Hauses auf, äsen eine Weile, horchen manchmal in die Luft und verschwinden dann wieder im Wald. Ich habe ein Fernglas, mit dem ich sie ganz aus der Nähe betrachten kann, und ich habe mir immer gewünscht, sie einmal zeichnen zu können. Ich kann aber nicht zeichnen, nein, das kann ich wirklich nicht gut. Abpausen aber kann ich ein Reh natürlich, also habe ich seine großen, spitz nach oben zulaufenden Ohren (Papa nennt sie »Lauscher«) gezeichnet und auch seine aufmerksamen, wachen Augen. Wieder habe ich eine ganze Quadratseite Pauspapier mit Abzeichnen gefüllt, und am Ende hat Papa unten rechts auf die Seite das Datum dieser Arbeit geschrieben.

Eine Zeit lang habe ich Tag für Tag immer eine ganze Seite gefüllt, und Papa hat die Seiten aufeinander im Regal gestapelt, und dort lagen sie neben der Rolle mit meinem Himmelsgewölbe. Dann aber hat Papa sich etwas Neues ausgedacht. Er hat zunächst wieder eine frische Quadratseite Pauspapier zurechtgeschnitten und am oberen Rand der Seite den Wochentag und das Datum hingeschrieben. Darunter hat er einen Strich gemacht. Und dann hat er gesagt, dass wir die Seite nun mit lauter

Zeichnungen und Beobachtungen füllen würden – und zwar mit Beobachtungen, die wir an genau diesem, heutigen Tag machen würden.

Ich habe gefragt, welche Beobachtungen er denn meine, da hat er gesagt, dass wir an jedem Tag Tausende, nein, Zigtausende von Beobachtungen machten, ohne dass wir das wüssten. Im Normalfall würden wir diese Beobachtungen nur kurz im Kopf behalten, ganz wenige würden wir länger speichern. Und so vergehe die Zeit damit, dass wir Tag für Tag viele Beobachtungen machen und sie sofort wieder vergessen würden. »Und so weiter und so weiter«, hat Papa gesagt und mich angeschaut, als hätte er mir gerade etwas sehr Trauriges mitgeteilt.

Ich fand das mit den Beobachtungen nicht ganz so traurig wie Papa, aber er hatte auf jeden Fall recht damit, dass es schade um die vielen Beobachtungen war, die wir machen und dann einfach vergessen. Ich fragte Papa, mit welcher Beobachtung wir nun beginnen würden, und da zeigte er mir das Thermometer, das draußen am Fenster der Jagdhütte angebracht war. Ich konnte ablesen, wie warm es draußen im Freien war, und dann schrieb ich diese Angabe als erste unter den Wochentag und das Datum.

Als Nächstes kam das Wetter dran. Papa und ich verließen also die Jagdhütte und machten ein paar Schritte hinaus. Ich schaute in den Himmel und beobachtete, wie viele Wolken es gab, wie groß sie waren und ob der Himmel blau war. Dann gingen wir wieder zurück in die Hütte, und Papa fragte nach, was ich gesehen hätte. Und

ich sagte, dass ich drei lang gestreckte, schnell ziehende Wolken entdeckt habe und dahinter ein helles Blau, fast ein Weißblau. Papa zögerte einen Moment, und dann blätterte er in dem dicken, dunkelbraunen Buch und stieß auf eine Seite mit den verschiedensten Formen von Wolken. Er fragte, welche Wolken ich denn gerade gesehen habe, und ich konnte ihm zeigen, dass ich sogenannte »Zirruswolken« gesehen hatte. Unter die Angabe der Tagestemperatur schrieb ich also: *Drei Zirruswolken*, aber Papa sagte, das genüge nicht, ich solle noch hinschreiben, wie diese »Zirruswolken« aussehen. Ich sagte, dass sie wie weiße, flache, etwas verkrümpelte Betttücher aussehen, und Papa antwortete, das sei sehr genau und gut beobachtet und ich solle es nun in Klammern neben die Angabe »Drei Zirruswolken« schreiben.

Unter den Wochentag und das Datum haben wir also Angaben über das Wetter geschrieben, und dann überlegte Papa, und ich sah, dass er darüber nachdachte, was wir noch alles an diesem Tag beobachtet hatten. »Was haben wir denn noch beobachtet?«, fragte er, und ich sagte, wir könnten doch hinschreiben, was wir gefrühstückt hatten. Papa fand den Einfall gut, und so schrieb ich unter die Angaben über das Wetter, was ich gefrühstückt hatte: *Ein Brötchen mit Erdbeermarmelade, eine Scheibe Schwarzbrot mit dünner Butter, Zitronentee*. Papa fand das »perfekt« (»perfekt« ist besser als »gut« und sogar besser als »sehr gut«). Und dann wussten wir erst mal nicht weiter, und Papa sagte, ich solle den freien Platz jetzt mit kleinen Bildern füllen, die ich aus dem *Bildwörterbuch Duden* abgezeichnet habe. Ich fragte, welche Bilder ich denn abzeichnen solle,

